Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 43 (1976)

Artikel: Geplante und ungeplante städtebauliche Entwicklungen
Autor: Niethammer, Lukas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076113

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Geplante und ungeplante städtebauliche Entwicklungen

Lukas Niethammer

Seit in der Stadt Burgdorf von Planung gesprochen wird, versteht darunter jedermann entweder die Stadtplanung der Zähringer und Kyburger oder die Stadtplanung, die wir heute für die Zukunft erarbeiten. Ob die Entwicklung der Stadt in der dazwischenliegenden Zeit geplant oder ungeplant sei, wird je nach Standpunkt des Fragenden sehr unterschiedlich beantwortet werden. Wir sind jedoch gezwungen, in der Planung zu entscheiden, und müssen deshalb versuchen, vorhandene Erfahrungswerte einzubeziehen.
Es gilt hier nicht, ‚geplante' Entwicklung als gut und ‚ungeplante' Entwicklung als schlecht zu bezeichnen. Ebenso ist glücklicherweise nicht jede ‚schlechte' Entwicklung endgültig und nie mehr zu verbessern. Unter geplanter Entwicklung verstehe ich einen gewollten Vorgang, dem genaue Vorstellungen über das zu erreichende Ziel zugrunde lagen. Wird das Ziel erreicht, so spricht man von geglückter Planung, wird es nicht erreicht, von Fehlplanung.
Auf ein Quartier bezogen, lassen sich also folgende Möglichkeiten denken:

Fall A

Das Quartier wurde geplant und das gewünschte Ziel erreicht; dies entspricht dem Idealfall, wenn nicht später die Wünsche so stark ändern, daß diesen im vorhandenen Bestand nicht mehr entsprochen werden kann.

Fall B

Das Quartier wurde geplant, aber das gewünschte Ziel wurde nicht erreicht; dieser Fall entspricht der erwähnten Fehlplanung. Sie wirkt sich schwerer aus, wenn Möglichkeiten zu einer Verbesserung fehlen oder zu teuer sind.

Fälle C und D

Das Quartier wurde nicht geplant, sondern einfach ‚den gegebenen Straßen entlang' gebaut. Da keine Ziele angestrebt wurden, scheint vorerst alles gelungen. Erst wenn man eine solche Entwicklung auf die vorhandenen Wünsche untersucht, ergeben sich Unterschiede. Beim einen Quartier werden diese

Wünsche erfüllt (Fall C), und wir dürfen vom Glücksfall reden. Beim anderen Quartier sind die Wünsche nicht erfüllt (Fall D), und dies entspricht dem Normalfall.
Untersuchen wir diese einzelnen Fälle nun nach ihrem Wert für unsere künftige Aufgabe, in Planungsfragen zu entscheiden, so fällt uns auf, daß aus den Fehlern - wie überall - am meisten gelernt werden kann.
Beim Fall A könnte man versucht sein, das ideale Quartier einfach zu wiederholen, wenn nicht die Eintönigkeit einer derart gestalteten Stadt es verbieten würde. Erst die anders verlaufende Entwicklung der eingeplanten Wünsche läßt es in anderem, weniger idealem Licht erscheinen. Der Ruf nach Verbesserung ertönt, und die Frage nach der möglichen Anpassungsfähigkeit dieser Planung taucht auf. Ist das Quartier flexibel genug, so kann es den veränderten Wünschen genügen. Es können keine Fehler bemerkt werden, aus denen wir lehrreiche Rückschlüsse ziehen dürfen. Kann es jedoch in bestimmten Punkten nicht genügend verändert werden, so läßt sich aus diesen erkennen, wo künftige Quartierplanungen verbessert werden müssen.
Der Fall B hingegen, die Fehlplanung, läßt genaue Rückschlüsse auf Fehler zu, die begangen wurden. Dieses Quartier hätte durch die gewählte Lösung bestimmten Wünschen gerecht werden sollen, doch sie wurden nicht befriedigt. Oft ist dies glücklicherweise nur zum Teil der Fall. Dann aber lassen sich die Fehler ermitteln. Man wird versuchen, sie nicht wieder zu begehen und die Entscheide danach zu richten.
Während der Glücksfall C wiederum keine Erfahrungen vermehrt, befassen wir uns meist mit dem ‚normalen' Fall D. Im Gegensatz zu den ‚geplanten' Fehlern des Falls B lehren uns die Fehler hier wenig, weil Zielvorstellungen fehlten. Dennoch wird die meiste Erfahrung für die Zukunft hier zu finden sein, weil diese Quartiere in Burgdorf am zahlreichsten sind und weil Verbesserungen gemacht werden müssen, wenn diese Quartiere besser bewohnbar werden sollen. Diese Veränderungen fallen aber, weil sie geplant sind, unter die Abschnitte A oder B.
Stark vereinfacht können wir bei bestehenden Quartieren drei Fragen stellen: Was wollte oder sollte man erreichen? Darf man das? Was ist erreicht worden? Auf geplante Stadtteile oder auf Verbesserungsvorschläge für bestehende Quartiere bezogen, würden die Fragen lauten: Was wollen wir erreichen? Dürfen wir das? Besteht die Möglichkeit, es durch die geplanten Aenderungen, durch diese Planung zu erreichen?
Je mehr Beispiele wir kennen, desto eher werden wir die letzte Frage beantworten können. Für die Entscheide in Planungsfragen werden wir viel gewin-

nen, wenn neben der Kritik auch die Zusammenhänge geklärt werden und die Frage gestellt wird, warum ein bestimmtes Vorgehen zu mißlichen Umständen geführt hat.
Einige Beispiele mögen das Gesagte verdeutlichen und zu eigenen Betrachtungen anregen. Allerdings handelt es sich nicht um eine allgemeingültige Wertung, sondern um meinen Eindruck von einigen Quartieren und Stadtteilen. Andere Bewohner werden nach anderen Gesichtspunkten bewerten und genauso ‚richtig' urteilen. Ein Stadtteil oder die Planung muß ja die Wünsche vieler Bewohner erfüllen.
Was hingegen nicht erwünscht ist, sind Vorurteile; sie lassen sich nicht widerlegen und sind deshalb so hartnäckig. Mart Stam, der Stadtplaner von Rotterdam, hat darüber gesagt: «Nur zwei Sachen können für Rotterdam todbringend sein: Deutsche Bomben und Vorurteile angesehener Bürger.»
Ein Beispiel:
Sämtliche Fehler waren in einem Wohnquartier in Basel vereinigt: Übergroße Gebäude bedrängten kleinste Reihenhäuser, Gewerbebetriebe lagen neben Gärten, und alle Straßen standen dem Durchgangsverkehr offen. Doch die Krisenzeit überließ angefangene Bauten und verlassene Bauplätze samt allem vergessenen Baumaterial den Kindern. Der Krieg verdrängte die Autos von den Straßen, die dann zum Völkerballspiel, zum Rollschuhfahren und zum Schlittschuhlaufen benützt wurden, weil das Sanden unnötig war. In der Nähe zog die Birs dahin, daneben erstreckte sich eine riesige Wiese. Der Weg zur Stadt führte über weite Strecken fern von der Straße dem St. Albanteich entlang. Im Krieg war dies ein idealer Spazierweg, weil Hunde selten waren. Die Gewerbebetriebe in den Höfen hielten den Kindern die Türen offen, wenigstens solange sie sich mit Zusehen begnügten. In anderen Höfen lagen die Nutzgärten der Anwohner, dazwischen aber die mit Unkraut überwucherten leerstehender Liegenschaften. Diese gehörten - wie die Bauplätze - den Kindern.
Nach dem Krieg änderte sich das Bild: Baulücken füllten sich, die Straßen übernahmen wieder den Fahrverkehr, und die kleinen Betriebe wichen Mietblöcken. Die Fehler wurden nun sehr deutlich erkennbar. Das Baden in der Birs war plötzlich gesundheitsschädlich. Der Straßenlärm beeinträchtigte die Wohnungen auf allen Seiten. Kinder rotteten sich auf spärlichen Freiflächen zusammen und fielen unangenehm auf. Das Spiel auf der Birsmatte war nur möglich, wenn man die zahlreichen Exkremente der Hunde in Kauf nahm. Aus dem gleichen Grunde konnte der Spazierweg am St. Albanteich nur bei guter Beleuchtung benützt werden.

Es wäre falsch, zu behaupten, das Quartier sei nur durch den Krieg bewohnbar geworden, obwohl dieser die Ursache dafür war, daß viele Flächen ungeplant zu Freiflächen oder Grünflächen wurden und die Straßen zu Spielflächen. Sicher scheint mir, daß Fehler abgeschwächt wurden, weil genügend Reserveflächen vorhanden waren. Diese wurden von den Kindern dankbar in Besitz genommen, wo immer sie lagen. Geplante Freiflächen hätten den Dienst nicht besser versehen können. Ich kann mir vorstellen, daß die Erwachsenen die gleichen ‚Freiflächen' mit eher gemischten Gefühlen betrachteten, waren diese doch Zeugen einer unerwünschten, ungeplanten Entwicklung, und zudem boten sie keinen erfreulichen Anblick. Denkbar wäre nun aber selbst in einem solchen Quartier ein Mindestmaß an Planung, sei es bloß durch die schrittweise Bebauung, so daß die noch nicht oder nicht mehr überbauten Grundstücke größere, zusammenhängende Flächen hätten bilden können; sei es, daß man nach dem Krieg einige der noch zur Verfügung stehenden Flächen zu echten Freiflächen umgewandelt hätte.

Ein zweites Beispiel:

Das Blijdorp (blij = glücklich, froh; dorp = Dorf), ein Wohnquartier in Rotterdam, ist in den späten Dreißigerjahren entstanden und wurde - wie schon sein Name deutlich verrät - gewollt und geplant. Das Quartier hat seit seiner Erbauung nur wenig Aenderungen erfahren, diese ausnahmslos durch die Errichtung von öffentlichen Bauten auf den dafür vorgesehenen Freiflächen. Während den zwei Jahren meines Aufenthaltes habe ich keinen einzigen Neubau erlebt, auch keinen Straßenbau und keine einzige Straßensignalisierung in diesem ‚Frohdorf' gesehen. Die nächsten Verkehrssignale waren erst beim Anschluß an die Hauptverkehrsstraßen zu finden, d. h. in etwa 300 m Entfernung. Dort konnte man auch - wenn man Glück hatte - einem Verkehrspolizisten begegnen. Auffallend ist die Großzügigkeit und Weiträumigkeit der Anlage, die Breite der Straßen und Plätze, die Weite der Grünanlagen und die großen Gärten, die sich hinter den Wohnhäusern ausbreiten. Oft sieht man auf einem abendlichen Spaziergang vom Trottoir durch die Wohnräume hindurch in diese Gärten, wenn die Vorhänge nicht gezogen sind. Andere Möglichkeiten, von der Straße her in die Gärten zu blicken, bestehen nicht. Auf der einen Seite der Straßen stehen Wohnhäuser, alle drei- bis viergeschoßig, auf der anderen liegt ein breiter Rasenstreifen, der oft mit Bäumen oder Sträuchern bepflanzt ist.

Dieser Grüngürtel ist für öffentliche Bauten und Anlagen vorgesehen und auch teilweise benützt worden, so daß er hie und da von einer Krippe, einem Kindergarten, einem Säuglingsheim oder einer Post unterbrochen wird. Auch

Kinderspielplätze liegen auf diesem Zwischenstück und eine Kirche für die zweieinhalbtausend Bewohner des Quartiers. Große Teile sind noch frei und warten auf eine mögliche zukünftige Nutzung durch die Allgemeinheit. Diese Teile nun gefallen weit weniger als die überbauten; wahrscheinlich weil man so viel freien Raum nicht gewöhnt ist und weil die öffentlichen Bauten das Quartier beleben. Teilweise sind die ebenerdigen Wohnungen zu Ladengeschäften geworden, manchmal so zahlreich, daß kleine Einkaufszentren entstanden sind. Ob sie die Wohnungen verdrängten oder von Anfang an eingeplant waren, sieht man nicht. Jedenfalls können an ihrer Stelle sofort wieder Wohnungen eingerichtet werden. Obwohl alle direkt an der Straße wohnen, wird niemand durch den Verkehrslärm gestört, weil trotz den breiten Straßen äußerst wenig Fahrzeuge verkehren.
Viel Luft, Sonne und Himmel ist der bleibende Eindruck vom Blijdorp. Man erwartet deshalb, daß eine solche Planung nur mit einem großen Aufwand an Fläche erreicht werden kann, und ist erstaunt, daß der Flächenbedarf im Blijdorp pro Kopf weniger beträgt als der eines durchschnittlichen schweizerischen Stadtquartiers. Vergleichen muß man solche Zahlen nur dann, wenn befürchtet wird, eine solche Planung benötige viel zu viel kostbaren Boden. Weit mehr Eindruck als diese Zahlen machen hingegen die erwähnten Wohnwerte oder aber die kleinen Annehmlichkeiten, wie die Tatsache, daß nirgends Straßen aufgerissen werden. Solche Dinge aber lassen sich nicht in einer Statistik erfassen.
Aus dem Alter der Siedlung und der Anlage der Gebäude läßt sich die ausgesprochen starke Durchmischung der Altersklassen im Blijdorp erklären. Die Zeit ermöglicht diese Entwicklung, wenn die Einwohner nicht gezwungen werden, auszuziehen. Gezwungen werden sie durch Gebäude, die sich ihren veränderten Wünschen nicht anpassen können. Da alle Bewohner gerne im Blijdorp leben und leicht eine kleinere oder größere Wohnung finden - auch ein kleines Haus oder eine Wohnung im Altersheim -, entsteht im Laufe der Zeit die gewünschte Mischung von Altersklassen und sozialen Schichten. Es fällt auf, wie stark sich die Menschen mit ihrem Quartier ‚Blijdorp' verbunden fühlen. Menschen, die dort aufwachsen und später heiraten, versuchen zuerst, eine Wohnung im Blijdorp zu mieten.
Die ersten Einwohner im Blijdorp waren, wie dies für alle neuen Quartiere zutrifft, junge Ehepaare ohne oder mit kleinen Kindern. Da diese Menschen in den meisten Fällen aus landwirtschaftlichen Kreisen kamen, also nicht aus Rotterdam und Umgebung, verging eine geraume Weile, bis sie in der Stadt eingegliedert waren.

Zwei Dinge scheinen mir aus heutiger Sicht wesentlich zum guten Gelingen dieser Stadtplanung beigetragen zu haben: Einmal die Großräumigkeit, die ohne Landverschleiß erreicht wurde; dann die Landreserve für öffentliche Bauten, die sämtlichen Wünschen in diesem entwicklungsreichen Vierteljahrhundert gerecht wurde, ohne daß jemand die Grundlagen dieses Quartiers hätte verändern müssen. Man konnte jeweils dort etwas hinzufügen, wo sich ein Bedarf danach einstellte.
Wichtig ist auch die Feststellung, daß die Menschen sich offenbar nur langsam an einen Stadtkomfort gewöhnen, daß sie zuerst lernen müssen, ein geplantes Quartier zu gebrauchen. Dies vor allem, wenn sie nicht bereits Ansprüche daran mitbringen. Ein Quartier braucht nicht nur Wünsche zu erfüllen, sondern seine Bewohner müssen sich auch des Gebotenen zu bedienen wissen.
Vermißt habe ich die Dichte eines Quartiererlebnisses. Allzu stark ist der Wunsch der Planer spürbar, viel Sonne und Raum zur Verfügung zu stellen. Der Charakter ist der eines Dorfes, was offenbar auch so gewünscht wurde. Von Nachteil ist dies in diesem Falle nicht, denn in unmittelbarer Nähe, zu Fuß in einer Viertelstunde erreichbar, befindet sich die ‚Lijnbaan', das moderne Zentrum von Rotterdam. Daran wird deutlich, daß gewisse Funktionen, die nicht in einem Quartier erfüllt werden können, ebenso gut in nahen Gebieten verwirklicht sind. Nicht überall muß alles vorhanden sein.
Meine Beobachtungen über das Blijdorp und dessen Bewohner standen am Anfang gänzlich unter dem Eindruck ‚Holland'. Erst als ich auch andere Neuplanungen - Schiedam, Tuindorp und Zuidwijk - kennen lernte, begannen die Unterschiede deutlich zu werden. Als Fremder hat man eine andere Sicht und größere Unvoreingenommenheit diesen Quartieren gegenüber. Vielleicht sollten wir auch unsere eigenen Wohngebiete mehr mit den Augen eines Fremdlings betrachten.
Einen größeren Gegensatz zum ‚Blijdorp' als das ‚Quartier Latin' in Paris, das dritte Beispiel, kann man sich kaum vorstellen. Jahrhunderte haben an diesem Stadtteil ‚geplant', oft auch nur rücksichtslos eine Idee verwirklicht.
Dichte von Bebauung und Verkehr lassen vermuten, daß ein einigermaßen angenehmes Wohnen in diesem Häusermeer unmöglich sei. Das wird für viele Orte zutreffen. Ueberraschen mag deshalb, daß unser Zimmer, das auf den engen Hinterhof blickte, noch ruhiger war als die Wohnung im Blijdorp. ‚Lärm' machten auf diesem Hof: Die Tauben, die ebenfalls dort wohnen, und die Wecker in den Zimmern, die man durchs offene Fenster ticken hörte. Das Quartier hat einen eigenen Charakter entwickelt, der umso deutlicher wird, je länger man darin lebt. Im Milchgeschäft kennt die Verkäuferin bald

die bevorzugte Sorte Butter - übrigens auch nach zwei Jahren Abwesenheit noch - und erkundigt sich, ob man krank gewesen sei, wenn man einmal einige Tage nicht einkaufen kommt. Diese Erlebnisse lassen einen völlig vergessen, daß man sich in einer der größten Städte befindet. Vielleicht versuchen die Bewohner überall unwillkürlich, das Beste aus ihrer Umgebung zu machen. Doch woran liegt es, daß dieser Versuch nicht immer gelingt? Möglicherweise muß eine lange Zeit verstreichen, bis genügend Leute Uebung haben im Bewohnen ihrer Umgebung. Es scheint, daß es in Stadtgebieten eine Art von Evolution gibt, die sich sowohl auf die Bewohner als auch auf die Gebiete selbst auswirkt. Uebrig bleibt dann das jeweilige Muster, dem wir einen eigenen Charakter zuschreiben. Da Häuser und Straßen nur selten verändert werden, entspricht dieses Muster nicht genau den Gegebenheiten der Gegenwart. Stadtmenschen lernen aber, sich den Ungelegenheiten ihrer Umgebung anzupassen, und geben offenbar diesen erlernten Lebensstil an die folgenden Generationen weiter. Sie mehren ihre Erfahrung. Diesen Umgang mit der Stadt meine ich im ‚Quartier Latin' stark verspürt zu haben. Darüber hinaus liegt es bestimmt auch an den belebten Straßen und Plätzen, an den Gärten, die zur Fortsetzung der Wohnung werden, und an den Cafés, die alle dazu beitragen, daß wir von der ‚Stadt als Wohnung' sprechen können. Bestimmt korrigieren sich auch Fehler im Laufe der Jahrhunderte. Sicher läßt sich über manchen Mangel großzügig hinwegsehen, wenn nur dafür andere schöne und gute Dinge vorhanden sind. Was kümmern einen viele Nachteile der Großstadt, wenn man jeden Abend unter einem guten Dutzend der besten alten Filme auswählen kann? Und wie schwer wiegt die große Distanz in ein anderes Quartier, wenn dort Barbara für einen Kreis von zwanzig Personen singt? Solche Vorteile werden wohl trotz allem die Menschen nicht wegziehen lassen.

Neben diesen für mich hauptsächlichen Erlebnissen eines Großstadtquartiers dürfen aber die wichtigen planerischen ‚Nebensachen' nicht unerwähnt bleiben. Bei den Häusern fehlen die Gärten fast gänzlich, dafür steht der ‚Jardin de Luxembourg' offen; beim Spaziergang entlang der Seine kann man die Größe der Stadt vergessen und die von prächtigen Bäumen gesäumten Boulevards nimmt man nur zu schnell als selbstverständlich hin. Auch vergißt man gerne, wie sehr die auffälligen und zahlreichen städtebaulichen Monumente zur Orientierung - nicht nur des Ausländers - beitragen. Alle diese Bestandteile lassen einen starken Willen und eine sichere Hand in der Planung und in der Ausführung spüren, sobald man sie beachtet. Willen und Hand aber nicht eines einzelnen ‚Künstlers', sondern einer Stadteinwohner-

schaft oder noch besser: einer Quartierbevölkerung, denn ich glaube kaum, daß man die Einwohner der Quartiere untereinander austauschen könnte, ohne wesentliche Qualitäten dieser Quartiere augenblicklich zu zerstören.
Weniger deutlich, aber nicht minder an der bewohnbaren Stadt beteiligt sind die kleinen Plätze, die vereinzelten Bäume, die Höfe und verlassenen Straßenzüge. Sie alle zeugen, wie auch viele Gebäude, von der Anstrengung ihrer Schöpfer, das Ihre zur Verschönerung der Stadt beizutragen. Je weniger auffällig dies geschehen ist, umso mehr scheinen sie Teil ihrer Umgebung zu sein und umso sicherer wirkt ihre Ausstrahlung. Einheitlichkeit und klare Linie sind nur in groben Zügen zu erkennen; bestimmend ist die Vielfalt, die Arbeit von Generationen und vor allem die Unterordnung und die Einordnung des Einzelnen: selten eine große Geste, überall aber gediegene Bescheidenheit.
Als Beispiel aus Burgdorf möchte ich in diesem Zusammenhang die Ueberbauung im Lerchenboden erwähnen. Mit den wohlgeordneten Häuserzeilen und dem ruhigen Gesamtbild hebt sie sich vorteilhaft von anderen Teilen Burgdorfs ab. Als Beispiel für eine Quartierplanung kann sie jedoch kaum gelten, obschon die architektonische Leistung beachtenswert ist. Wegleitend für die Planung dieser Häusergruppe war ausschließlich die wirtschaftliche und zweckmäßige Ueberbauung. Eine durchaus planerische Ueberlegung, die jedoch erst dann beginnt oder beginnen sollte, wenn die städteplanerischen Arbeiten abgeschlossen sind und die Ausführung der Bauten beginnt. Um weitere Wünsche - Spielplätze, Kindergärten, Ladengeschäfte oder gar Schulen - miteinzubeziehen, war dieses Bauvorhaben ja auch zu klein. Man durfte annehmen, daß die Umgebung diesen weiteren Bedürfnissen gerecht werde. Viel mehr denn als Beispiel für eine Quartierplanung gelte sie deshalb als Vorbild einer Arealüberbauung. Ich möchte wünschen, in einem nicht allzu fernen Jahrbuch seien mehrere derartige Beispiele zu erwähnen.
Als Burgdorfer Beispiel zu Fall C und D stehe hier die Schloßmatte. Weit stärker als die Qualität einzelner Bauten ist die Vielzahl von Straßen zu werten. Ich möchte keineswegs heute nicht vorhandene Wünsche auslösen, sondern nur feststellen, daß eine einzige Erschließungsstraße für ein Einfamilienhaus - wie für ein Mehrfamilienhaus - genügt. Wenn motorisierte Besucher abends auf dieser Straße parkieren und nächtlicherweise wieder wegfahren, so ist diese einzelne Straße für einen schlafsuchenden Nachbarn schon zuviel, die Tatsache selbst freilich ist nicht zu umgehen. Viele Häuser in der Schloßmatte grenzen jedoch an zwei Straßen, und manche kommen sogar in den seltenen Genuß von dreien. Daß keine davon bloß Erschließungsstraße

ist und deshalb entsprechend mehr unnötigen Verkehrslärm verursacht, macht diesen Sachverhalt auch nicht besser, zeigt aber dafür die Wichtigkeit einer Planung umso deutlicher.
Wo soviel zu Fuß gegangen wird, wie in der Schloßmatte, sollte man auch einige Fußgängerwege vermuten dürfen. Sicher waren ursprünglich einige der heutigen Straßen Fußwege, deshalb hätte man sie nicht für den Autoverkehr ausbauen dürfen.
Als tröstender Lichtblick sei erwähnt, daß - falls man bei Straßen verbessern muß - es günstiger ist, wenn zuviele statt zuwenige vorhanden sind.
Am Schluß kehre ich zur Altstadt zurück, dem Stadtteil, den ich anfangs erwähnt habe, weil er als Musterbeispiel einer Planung allen Burgdorfer Einwohnern bekannt ist. Vor zwei Jahrzehnten schien sie zum erstenmal seit Jahrhunderten den veränderten Ansprüchen nicht mehr zu genügen, weil die damaligen Planer unseren heutigen Motorfahrzeugverkehr nicht hatten vorausahnen können. In die geplante städtebauliche Einheit spielt somit eine ungeplante Entwicklung hinein, und wir sind alle nach der Lösung dieser Aufgabe gefragt.
Die Wünsche sind genau bekannt, und die Lösung kann bestimmt nicht in der Veränderung der bestehenden Bausubstanz gefunden werden, weil diese sonst den uns lieb gewordenen Charakter noch mehr verlieren würde, als das mit den parkierten Autos schon ohnehin geschehen ist.
Bei einem derart einfachen Problem würde es sonderbar anmuten, wenn wir nicht bald einen Weg aus der ungeplanten gegenwärtigen Entwicklung in eine geplante städtebauliche Zukunft unserer Altstadt beschreiten könnten.